

## Fus und Recht.

Roman von Fred. W. Gardt.

Und in der Tat war Ursula voller Unruhe und Sehnsucht. Daß es Frank nicht möglich gewesen war, mit ihnen Ende Juli nach Scheveningen zu reisen, hatte ihr weh getan, aber sie hatte eingesehen, daß er nicht freikommen konnte. Nun waren sie schon seit fast vier Wochen zurück und er schwieg immer noch, trotzdem sie sich täglich sahen, und jeder Blick aus seinen Augen von Liebe sprach, jeder Händedruck wie eine Liebesongue war. Warum sprach er nicht? Es waren Stunden gekommen, in denen sie fürchtete, daß er nur mit ihr tändele. Da war der Stolz des jungen Mädchens verletzt und sie wurde abweisend und hochmütig. Doch wahrte das nicht lange, denn wenn Frank kam und erzählte, und sein Wesen Wärme und Frische ausstrahlte, fühlte sie sich doch wieder ganz in seinem Damm.

Wenn Frau Gabriele ihre Unruhe fühlte, war sie mütterlich zärtlich zu ihr und sprach Viebes über Frank. Doch auch sie wunderte sich über ihn. Dieses Zögern paßte so gar nicht zu seinem schnell entschlossenen Wesen, zu seinem kühlen Zugreifen.

Jetzt im Herbst kam sie wieder öfters auf den Hirsch, um Frau Werner zu besuchen.

Ursula und Frank ritten regelmäßig am Sonnabend in der Heide. Beide waren passionierte Reiter und Frank fühlte sich nie so voller Herrenlust, als wenn er im Sattel saß. Wenn er einen Graben nahm oder eine Hecke, biß er die Zähne aufeinander, um nicht laut aufzuschreien. Und Ursula war eine vortreffliche Partnerin bei diesen langen und bisweilen tollen Ritten. Im Reitrock und englischen Reitjacke, den flachen schwarzen Hut auf dem vollen braunen Haar, war sie die verkörperte Jugend.

Sie ritten im Schritt nur wenige Minuten über die Straße und trabten bald auf glatten wohlgepflegten Wegen durch den Waldpark. Fast unmerklich verließ sich der Park in den dichterem Wald. Feingliedrige Akazien und zierblättriger Ahorn und Nuthäuser blieben zurück und robuste Ulmen und Nüstern schlossen sich dichter zusammen. Dann ging der Laubwald in Tannen und Fichtenbestände über. Bärtige Kiefern gefellten sich zu und hüteten die Einsamkeit und Stille. Breite Reitwege und schmale Waldschneisen, deren Ausgang sich vor den Blicken verhielten, kreuzten sich und führten auf dem weichen sandigen Boden lautlos und mühelos hügelan und talwärts. Bisweilen wurde der braune, dicht mit Nadeln bedeckte Waldboden heller und grüner, Brombeeren und dorniges Gestrüpp machten widerwillig halt, grüner Lattich wucherte und runderliche Moospolster waren auf dem Boden ausgebreitet. Der Wald wurde licht und lichter, dralle Ebereschen ließen ihre roten Beeren sorglos niederfallen und weißstämmige Birken im hellgelben Herbstlaub wisperten sich verliebte Torheiten zu. Dann fielen die Pferde aus dem Galopp in einen vorsichtigen Schritt, die Hufe glänzten nassschwarz, wie aus Ebenholz gedreht, und der Boden, sacht nachgebend, wurde dunkel, wo die Hufe ihn berührten. Wald aber trabten sie wieder bergan auf festem Boden, und wenn der Weg auf ein Plateau mündete, griffen die Pferde mächtig aus, sich gegenseitig mit mutwilligem Schnaufen aneifernd und drängten sich dicht aneinander. Die beiden Reiter waren des eigenwilligen Galoppes froh, vergaßen den korrekten Kurzgalopp und ließen die Pferde ausgreifen, bisweilen selbst durch eine Nachhilfe das tolle Tempo gleichhaltend, nur bedacht einem überhängenden Zweig auszubiegen oder eine knorrige Wurzel, die über den Weg wucherte, zu umgehen.

Sie ritten stundenlang und fanden doch nie den Ausgang des Forstes, der sich meilenweit dehnte, bis über Klotische hinaus. Sie suchten immer neue Wege und öfters hatten sie sich verirren, und fanden sich erst zurecht, wenn sie sich nach dem Stande der Sonne richten konnten, oder von einer Anhöhe aus die Turmspitze der weitbin sichtbaren Kirche von Wühlau erblickten. Dieses planlose Reiten mit scherzhaften und verwirrenden Ueberraschungen erhöhte den Reiz, gab ihnen das Gefühl des Abenteuerlichen. Sie dünkten sich dann ganz auf sich gestellt, und das Unbekümmertsein um Zeit und Ziel erfaßte sie jedesmal wieder, wie die erwartungsvolle Unruhe

einer Reise ins Ungewisse, die aber bald in die beruhigte Sicherheit überging, daß diese Reise das Erhoffte bringe, das Zusammen-Meinsein. Und danach hatten sie beide Sehnsucht, wenn sie auch nicht darüber sprachen. Bisweilen wollte Ursula diese Sehnsucht doch sichtbarer werden lassen, dann meinte sie wohl, es sei Zeit zurückzukehren und freute sich, wenn Frank ärgerlich die Augenbrauen zusammenzog, bis er ihr schalkhaftes Lächeln bemerkte und selbst lachte.

Auch heute waren sie auf unbekanntem Wegen galoppiert und mußten die Pferde heftig und unvermittelt zum Stehen bringen. Der Weg war auf einen freien Platz gemündet und dicht vor ihnen fiel das Plateau in einen steilen, sandigen Abhang ab. Die Pferde schnauften und kauten auf der Standare. Sie gaben die Bügel frei, um den Tieren ein tieferes Atmenholen zu gewähren. Sie selbst atmeten schwer und mühsam und sahen sich mit leuchtenden Augen an, sie hatten ihre Kraft gemessen und sich gleich stark gefunden. Wie sie ruhiger und gleichmäßiger atmeten, drängte Frank sein Pferd dicht an den Goldfuchs Ursulas heran und legte seine linke Hand auf den Sattel, mit der rechten wies er nach vorn.

Ursula nickte mit dem Kopf und sah still verträumt in die Landschaft hinaus: Ueber ein weites Meer von Baumkronen glitten die Blicke zum Tal, dazwischen, wie Sandbänke, die weißschimmernden Lichtungen und in der Ferne schon etwas verschwommen die Silhouette von Dresden. Sie schauten lange schweigend.

Dann sagte Frank: „Ich habe viel Schönes auf meinen Reisen gesehen. Sicherlich bunter und farbenprächtiger, auch mächtiger und großzügiger, wie diese Landschaft.“ — Er sann einen Augenblick nach. — „Und doch, wenn ich nach dem Hirsch fahre, und die Albrechtsschlösser auftauchen, auch wenn ich auf der Terrasse von unserm Haus nach Dresden hinablicke, oder wieder hier, dieses Bild, da wird in mir etwas regt, das ich bei dem anderen Schönen nicht empfunden habe. Das hier wirkt vertrauter auf mich. Hier fühle ich, das ist Heimat. Nicht da, wo ich geboren bin, das triste Leipzig. In Dresden fühle ich, daß mein Leben verankert ist, mein Geschick fest verknüpft. Ich bin mit dieser Landschaft, mit dieser Stadt verwachsen.“

Ursula schwieg noch, doch ihre beiden Hände, die lässig den Bügel hielten, zitterten leise.

„Ich habe manchmal darüber nachgedacht, und habe nicht ganz die Erklärung gefunden. Es fehlte noch wie das letzte Schlaglicht auf einem Bild. Aber jetzt weiß ich es ganz genau, daß es so ist.“ —

Er legte die Hand leise und zärtlich um Ursulas Schuiter und bog ihren Kopf zu sich herüber. — „Und weiß auch warum. — — — Weil wir uns lieben, Ursula.“

Und er küßte sie auf den frischen jungen Mund, der sehnsüchtig den seinen suchte, als ob in dieser Liebesongue ihre ganze Zärtlichkeit sich nicht ausschmiegeln könnte, ließ sie Bügel und Gerte der Hand entgleiten und beugte sich tief nach hinten über, schlang ihre Arme fest um seinen Hals und küßte ihn in frauenhaftem Begehren.

Der Goldfuchs schüttelte eigenwillig seinen Kopf und scharrte ungeduldig. Frank löste die losenden Arme und sprang ab, um die Gerte aufzuheben und die Bügel zu rasen. Er stand vor ihr und begrub sein Gesicht in ihrem Schoß und küßte ihre Schenkel. Ursula griff in seine dichten blonden Haare, hob seinen Kopf und sah in seine leuchtenden Augen.

„Endlich, Frank. Du hast mich lange warten lassen.“

Sie ritten zurück, eine gerade Waldschneise entlang, die den Weg abkürzte, im Schritt, in zärtlichem Geplauder. Was in all den Monaten des verliebten Zauderns der eine geübt und gehofft hatte, sollte nun der andere hören, sprudelnd und ganz hingegeben Frank; schalkhaft, bisweilen verbüllend Ursula. Sie sprachen nur von sich und es kam ihnen gar nicht der Gedanke, daß ihre Liebe auch andere verstrickte, daß die neue Gestaltung ihres Lebens auch nach anderen übergriff.

Unvermittelt sagte Ursula: „Was wird Deine Mutter sagen, Frank?“

„Das weiß ich ganz genau. Wenn sie uns heimkommen sieht, mit diesen Augen, da brauchen wir kein Wort zu sagen. Sie wird sich herzlich freuen. Es ist doch ihr innigster Wunsch gewesen, daß ich eine junge Frau ins Haus bringe. Und daß Du diese junge Frau sein würdest, hat sie längst gewünscht, wenn

ich auch ihren Fragen immer geschickt ausgewichen habe. Ich freue mich ja selbst, wie sie sich freuen wird. — Komm, Lieblich."

Sie galoppierten den letzten Teil des Weges, sie flogen durch den Wald, wie Glücksboten und voller Ungeduld.

Frank hatte richtig vorausgesagt: Als sie beide Hand in Hand in das Zimmer traten, wo die Mutter mit Frau Gabriele saß, blieb er einen Augenblick an der Schwelle stehen und sah glückstrahlend seine Mutter an, während er Ursula sacht vor sich schob, die mit einem halbverschämten Lächeln wie mit einem durchsichtigen Schleier leicht verhüllt, da stand. Die alte Frau schaute auf, und da Frank ihr zunickte, als wollte er eine unausgesprochene Frage bestätigen, streckte sie dem jungen Mädchen beide Arme entgegen. Ein wortloses, herzliches Willkommen! Ursula wollte die Hand küssen, da hob Frau Werner den Kopf des jungen Mädchens und küßte sie mütterlich, zärtlich auf die Stirn. Endlich! Doch schon drängte sich Frank an die Mutter.

Aus den Armen der alten Frau warf sich Ursula stürmisch Frau Gabriele um den Hals. Sie gab sich freier, war sie doch die Freundin und seit langem Mitwissende. Auch Frank trat zu Frau Gabriele und drückte ihr fest die Hand — „Sie treuer Kamerad!"

Sie sprachen fast alle gleichzeitig, stellten Fragen, die gar nicht beantwortet werden sollten, Worte, die aus übervollem Herzen heraussprudelten. Ein Durcheinander von Frohsinn und Erfreuenwollen, daß die Mutter beim Abschied meinte:

„Mir ist ganz schwindlig. Wenn Ihr nicht bald in geruhigtes Fahrwasser kommt, dann zieh ich in die Dachkammer und spere mich ein!"

Frau Gabriele rief lachend noch an der Türe: „Das hilft ja nichts, liebe Frau Werner, sie kommen auch durchs Schlüsselloch. Frank macht das Unmögliche möglich!"

Sachlicher und nüchterner verließ die Unterredung, zu der Kommerzienrat von Borsch den nächsten Tag Frank nach seinem Privatkontor auf der Bank gebeten hatte.

„Ich bitte Sie immerhin zu bedenken," sagte er, wie aufklärend für seine Zurückhaltung, „daß Ursula unmiündig ist und in jeder Beziehung von ihrem Vormund, meinem Better, abhängig. Von dessen Zustimmung hängt alles ab. Meine Frau und ich, wir haben uns herzlich gefreut über Ihre Wahl. Wir haben auch lange gewußt, daß Ursula Sie liebt. Daraus schon können Sie ersehen, daß wir einverstanden sind. Denn sonst hätten wir Ursula nicht so lange bei uns behalten oder ich hätte mit Ihnen einmal offen gesprochen. Aber derjenige, der an Ursula Vaterstelle vertritt, ist eben der alte Adam ter Linden. Und so lange dessen Einwilligung aussteht, bitte ich Sie, die Verlobung noch geheim zu halten."

Frank Werner war betreten über diese Aufforderung. Es war ihm ein unleidliches Gefühl, daß er bei irgendeiner Entschliebung, die zudem, nach seiner Ansicht, nur Ursula und ihn betraf, von der Genehmigung eines anderen abhängig sein sollte. So antwortete er nicht sonderlich freundlich:

„Ich werde noch heute Minher ter Linden fabeln."

(Fortf. folgt.)

## Die Künstlerin des Vergangenen.

(Zum 50. Geburtstag Ricarda Huchs, am 18. Juli.)

Die Gemeinde derer ist nicht gering — und es sind viele der Urteilsfähigsten darunter, — die geneigt sind, die Schöpferin des „Ludolf Ursken", des „Vita somnium breve" (Michael Unger) und der dreißändigen, großangelegten Darstellung „Der Dreißigjährige Krieg" für den größten Dichter unserer Tage, zum mindesten aber für die gewaltigste Dichterin der lebenden deutschen Generation zu halten. Von dem rein ästhetischen Gesichtspunkt aus mag dieses Urteil vieles für sich aufbringen. Wir aber wollen uns von der herrlichen und künstlerisch sehr ansehbaren Auffassung: „Die Kunst für die Kunst!" freibalten und die persönliche Begnadigung und Erlösung, die der Künstler im eigenen Schaffen genießt und durch die an sich er schon auf andere künstlerisch Veranlagte wirkt, durchaus trennen von der objektiven Wirkung des Kunstwerks auf alle poetisch nur Empfangenden und Genießenden. Nach diesem Maßstabe aber werden die Kränze des Ruhmes an die verteilt, die den größten Kreis von Menschen durch ihre Dichtung geistig vertiefen und beglücken.

Die Braunschweiger Patrizierstochter Ricarda Huch, in deren Familie eine gewisse seelische Versunkenheit, ein nachdenkliches und doch leidenschaftlich suchendes Betrachten zum geistigen Erbe zu gehören scheint, wurde wohl schon durch Geburt und Erziehung von einem Aufgehen in den Kämpfen der Zeit und den Leiden und Freuden der breiten Menge getrennt. Aber es war ein starker Wille

in ihr und ein heftiger Trieb zu eigenem Suchen und Finden, weit über die glückliche und umhagte Familientradition hinaus. Das junge Mädchen setzte, gewiß nicht ohne harte häusliche Kämpfe, durch, als Studentin der Geschichte nach Zürich zu ziehen und dann als Dr. phil. die Stellung eines Sekretärs an der dortigen Stadtbibliothek und daneben den Unterricht am Lehrerinnenseminar zu übernehmen. Später lebte sie — bis 1900 — in Triest, in den letzten Jahren in München und in ihrer Vaterstadt Braunschweig.

Das Glück einer von der gütigen Natur empfangenen innerlichen Geschlossenheit und Einheit wandte diese stark und heiß empfindende Frau in die Vergangenheit zurück. Nicht daß ihr genialer Verstand und ihr Herz nicht die Sehnsucht und die großen Fragen der Zeit tief erfachte — ihr großer Roman „Die Triumphgasse, Lebensflitzen", in denen sie die fürchtbaren Qualen und greulichen Taten der Kerker und Verkommensten einer kleinen italienischen Stadt mit einer erhabenen Ruhe schilderte, beweist, daß ihr auch gegeben ist, das tiefste Dunkel der Menschlichkeit zu empfinden — aber ihr Mares und alles Leben jauchzend bejahendes Wesen hält sie immer in einer gewissen Entfernung von Erde und Wirklichkeit. Während in Norddeutschland die literarischen Kämpfe um den „Naturalismus", die kraße Alltagsdichtung tobten, fand ihre Jugend ihr poetisches Ideal in dem starken, bedächtigen und schallhaften Erzähler Gottfried Keller. Auch die Wahl gerade des geschichtlichen Studiums ist für ihre Art bezeichnend und letzten Endes bestimmend geblieben. Die Liebe zur Historie war die Frucht des Gelehrten Ricarda Huch vor den Gärten der eigenen Zeit, wie es das phantastische Zummeln in den Gärten einer neuen Romantik für die Dichterin Ricarda Huch war. Hier schuf sie in einem Stil von wunderbarer Farbigeit die rückschauende Lebensbetrachtung des Mönches „Ludolf Ursken" im Kloster Einsiedeln, das Ringen „Michael Unger" um Welt und Schönheit, den allzu weltfremden Helmsang „Von den Königen und der Krone" und barockhumoristische kleinere Erzählungen wie den „Moubrigen von Schlaraffis" und den „Sohn von Dualebrück" — dort erzählte sie mit einer klaischen und doch glühvollen Sachlichkeit historische Einzelschicksale „Aus dem Zeitalter des Risorgimento" (die Periode der italienischen Freiheitskämpfe) und die Geschichte des Helden dieser Kämpfe „Giuseppe Garibaldi". Daneben entstanden literarhistorische Arbeiten über die „Romantik".

Ein Ueber-den-Dingen-sein, ein losgelöstes Beschauen von ethisch und dichterisch hoher Warte ist Grundbedingung und letzte Wesen Ricarda Huchs. Diese seelische Bestimmung, deren künstlerisch hohes Können nicht bestritten werden soll, ist aber auch die Ursache, daß ihr das Glück einer starken Wirkung auf die breite Menge verknagt ist. Das Wesen der Schriften Ricarda Huchs — selbst einer so knappen und in ihrer kristallhellen Unheimlichkeit atembeklemmenden Skizze aus dem anarchistischen Rußland „Der letzte Sommer" — legt eine beträchtliche Kulturhöhe voraus. Es ist, bei aller weiblichen Hingebung und spielenden Phantasie, etwas Männliches in ihr. Man fühlt das besonders in ihren kräftigen und bei gedanklicher Tiefe rhythmisch harten Gedichten.

Das Hauptwerk Ricarda Huchs in der letzten Zeit ist die umfassende Darstellung des „Großen Krieges", des dreißigjährigen, der als ein Dokument historischer Forschung allerdings etwas Gewaltiges bedeutet, die aber eine romanhafte, jedoch ungemein trodene Färbung der Masse der Leser nicht genießbarer machen kann. — Es besteht wenig Hoffnung, daß das geniale Talent Ricarda Huchs sich noch einmal, nach den ersten, so reichen fünf Jahrzehnten ihres Lebens, von der geschichtlichen Neuschöpfung und der romantischen Beschaulichkeit unserer Zeit zuwenden könnte. Gelänge es ihr — sie könnte Befruuchtendes geben!

Karl Ernst Anag.

## Die Hexe von Bamberg.

Von Ricarda Huch.\*

Unter den Hexen in Bamberg befand sich eine, die, obwohl sie nicht kräftig, sondern zart gebaut und mager war, doch die Folter bestand, ohne sich schuldig zu bekennen oder zu sterben, was niemand gerade von ihr für möglich gehalten hatte. Sie hatte unter der Qual fortwährend an ihr Heim gedacht, wofin sie so gern zurückkehren wollte: es war eine Wirtschaft mit einem Garten, der an Feiertagen voller Gäste war, und womit sie ihr gutes Auskommen hatten. Es freute sie, das Durcheinanderwimmeln der lustigen Stimmen und dazwischen das laute Gelächter ihres Mannes zu hören; abends gab es oft Schlägerei, aber im allgemeinen ging es ehrbar und ordentlich zu, worauf sie stolz war. Ihre beiden Töchter ließen sie nicht bedienen, obwohl die eine Luft gehabt hätte, und der Vater schmungelte, wenn die hübschen Mädchen gerührt wurden. Die schönsten Tage waren, wenn die Äpfel, Rüsse und Pflaumen geerntet wurden; trauhte sie sich auch dabei anstrengen, so war es doch ein Vergnügen, den Mann und die Töchter, die rotbadig und rüstig waren, stamm unter den schweren Bäumen

\*) Wir entnehmen diese anschauliche, höchst konzentriert gehaltene Darstellung R. Huchs umfangreichen, an Episoden überaus reichen Roman „Der große Krieg". (Insel-Verlag, Leipzig.)

hantieren zu sehen. In der Gefangenschaft malte sie sich wieder und wieder aus, wie sie aufschreien und die Hände zusammentreiben würden, wenn sie plötzlich daherkäme; wie die eine Tochter zum Herde laufen und ihr ein gutes Essen kochen, während die andere das Bett rüsten würde, damit sie nach langem Zimmer wieder einmal eine Nacht in einem rechten Bett schlief.

Es kam jedoch ganz anders; denn zuerst erkannte sie niemand, und hernach graute es ihnen vor ihr, weil sie krumme Glieder, rote Augen und ein gelbes, eingedörrtes Gesicht bekommen hatte. Nachdem sie einen Tag zu Hause war, schien es ihr fast, als habe sie es in dem höllischen Trudenhause dennoch nicht so schlimm wie hier gehabt. Ihr Mann hatte eine Liebchaft mit einer jungen Stellnerin angefangen, die er geheiratet hätte, wenn sie verbrannt worden wäre, und die Töchter trieben sich im Garten zwischen den Gärten umher, hatten sich an ein lustiges Leben gewöhnt und wollten sich nicht mehr dreinreden lassen. Wenn sie nun auch zu allem schwieg und alles gehen ließ, so war doch ihre bloße Anwesenheit lästig; denn weil sie wie eine leibhaftige Heze aussähe, meinte der Mann, so werde sie die Gäste vertreiben.

Eines Tages kam die jüngste Tochter weinend gelaufen und sagte ihr, die Häfcher kämen, sie wieder ins Trudenhaus abzuholen, weil es doch nicht richtig mit ihr sein solle; ihr Vater würde sie schlagen, wenn er erführe, daß sie es ausgeschwaht habe, aber sie könne nicht anders, die Mutter solle schnell mit ihr kommen und sich im Speicher, wo sie schon einen Winkel wisse, verstecken. Die Frau schüttelte den Kopf und sagte, nein, sie solle es gut sein lassen, sie wolle sich nicht mehr die Mühe machen mit dem Verbergen; bis die Tochter endlich böse wurde und es aufgab. Also wurde sie wieder in das Trudenhaus gebracht und blieb dort, bis die Schweden in Bamberg einzogen.

Als General Horn durch die Stadt ritt, um sich die Gelegenheit wegen der Quartiere anzusehen, fragte er nach dem Trudenhause, was das sei? Man solle es zur Einlagerung frei machen, die Hegen könnten anderswo untergebracht werden. Der Bürgermeister war sogleich damit einverstanden, es wären ohnehin so wenige darin, die wohl in das gemeine Gefängnis gesteckt werden könnten. Beim Aufschließen der Zellen ergab es sich, daß noch acht alte Weiber und ein Mann vorhanden waren, die während der Kriegesbeschwerden in Vergessenheit geraten waren und mit blöden Gesichtern, halbverhungert ans Licht kamen. Horn fragte erstaunt, was diese armen Leute getan hätten? Man solle sie ins Spital schicken oder mit einem gereichten Behrpfennig laufen lassen. Ein Gerichtsassessor gab zu erwägen, man könne sie nicht wohl ziehen lassen, bevor sie den Eid de non vindicando carcere geschworen hätten, nämlich, daß sie sich wegen erlittener Gefangenschaft und Drangsal nicht rächen wollten; hernach wolle man ihnen aus untertäniger Dienstwilligkeit gegen den General den Laufpaß geben. Man sollte doch, sagte Horn, die Justiz mit solchen Weiltäufligkeiten nicht beladen. Bis zum Nachmittage wolle er ihnen Zeit lassen, dann aber müsse das Haus geräumt sein.

Die Frau ging, nachdem den Gefangenen die Tür geöffnet worden war, mit ihren verkrüppelten Füßen langsam ein paar Straßen entlang, bis sie an den Fluß kam; da setzte sie sich ins Gras und sah in das hurtig fließende, hochgeschwollene Wasser, bis sie gegen Abend unvermerkt einschlief. Am folgenden Morgen stand sie mühselig auf, ging, da sie von den Wachen nicht aufgehalten wurde, aus dem Tor hinaus und aufs Geratewohl querselbein in das braune Land.

## Wie Karl Marx in Brüssel ausgewiesen wurde.

Genosse Nisjanof veröffentlicht in der Zeitschrift „Socialisme et Lutto de classe“ einen Brief von Karl Marx, in dem dieser eine Schilderung seiner Verhaftung in Brüssel gibt, die in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1848 stattfand, in dem Augenblick, wo er sich gerade anschickte, nach Frankreich zu reisen. Flocon, Mitglied der französischen provisorischen Regierung nach dem Sturze der Orleans, hatte Marx gebeten, nach Frankreich zurückzukehren, von wo ihn die französische Monarchie zwei Jahre vorher ausgewiesen hatte. Flocon schrieb an Karl Marx: „Die Tyrannei hat Sie verbannt; das freie Frankreich öffnet Ihnen wieder die Pforten, Ihnen und allen, die für die heilige Sache kämpfen, die Sache der Brüderlichkeit aller Völker.“ Marx war auf diesen Brief hin bereit, nach Frankreich zurückzukehren, als die liberale Regierung Belgiens ihn verhaftete. Er teilte die Geschichte dieser Verhaftung der Redaktion des republikanischen Blattes „La Reforme“ mit, die ihn am 8. März 1848 veröffentlichte:

Herr Redakteur!

In diesem Augenblick reißt sich die belgische Regierung vollkommen an die Seite der Polizei der Heiligen Allianz. In ihrer reaktionären Wut fällt sie über die deutschen Demokraten mit unerhörter Brutalität her. Wenn uns nicht das Herz bluten täte infolge der Verfolgungen, deren besonderer Gegenstand wir waren, so würden wir lachen über die Lächerlichkeit, der sich das Ministerium Rogier ausliefert, indem es uns wenigen Deutschen unterzieht, den Belgiern gegen den Willen der Belgier die Republik aufzwingen

zu wollen. Aber das ist es, was in dem besonderen Fall, auf den wir anspielen, die Gehässigkeit bis zur Lächerlichkeit treibt.

Zuerst, mein Herr, ist es gut zu wissen, daß fast alle Zeitungen von Brüssel von Franzosen redigiert werden, die sich zumeist aus Frankreich geflüchtet haben, um den schimpflichen Strafen zu entgehen, von denen sie in ihrem Vaterlande bedroht waren. Diese Franzosen haben in diesem Augenblick das größte Interesse daran, die Unabhängigkeit Belgiens zu verteidigen, welche sie im Jahre 1833 alle verraten haben. Der König, der Minister und ihre Partei-gänger haben sich dieser Blätter bedient, um die Meinung zu verbreiten, daß eine belgische Revolution im republikanischen Sinne nichts anderes sein würde, als eine Nachahmung der französischen und daß alle demokratische Agitation, die in diesem Augenblick sich in Belgien zeigt, ganz allein durch exaltierte Deutsche hervorgerufen worden sei.

Die Deutschen leugnen es nicht, daß sie frei vereinigt sind mit den belgischen Demokraten, und sie tun das ohne jede Ueber-treibung. In den Augen des Staatsanwaltes war dies Aufreizung der Arbeiter gegen die Bourgeoisie.

Nachdem ich um 5 Uhr den Befehl erhalten hatte, das belgische Königreich innerhalb 24 Stunden zu verlassen, war ich in der Nacht desselben Tages noch beschäftigt, meine Vorbereitungen für die Reise zu treffen, als ein Polizeikommissar, begleitet von zehn Munizipal-garden in meine Wohnung einbrang, das ganze Haus durchsuchte und mich zum Schluß unter dem Vorgeben verhaftete, daß ich keine Papiere besäße. Ohne zu reden von den Papieren, die ich bei meiner Ausweisung aus Frankreich in regelrechter Ausstellung von Herrn Duchatel erhalten hatte, war ich im Besitz eines Aus-weisungspasses, den mir Belgien erst einige Stunden vorher zu-gestellt hatte.

Ich würde, mein Herr, von meiner Verhaftung und den Brutalitäten, die ich zu erdulden hatte, nicht gesprochen haben, wenn sich daran nicht Umstände geknüpft hätten, die laum zu begreifen sind, die selbst nicht in Oesterreich möglich wären.

Unmittelbar nach meiner Verhaftung ließ sich meine Frau zu Herrn Jottrand, dem Präsidenten der demokratischen Vereinigung von Belgien, führen, um ihn zu bitten, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie an der Türe einen Stadtvergeanten, der ihr mit ausgeuchter Höflichkeit sagte, wenn sie Herrn Marx sprechen wolle, so brauche sie ihm nur zu folgen. Meine Frau nahm dieses Anerbieten mit Eifer an. Man führte sie auf das Polizeibureau und der Kommissar erklärte ihr zuerst, daß Herr Marx nicht da wäre; hierauf fragte er sie in brutalem Tone, was sie bei Herrn Jottrand zu tun gehabt hätte und ob sie im Besitz von Papieren über sich wäre. Ein belgischer Demokrat, der meiner Frau mit dem Polizeivergeanten auf das Polizeibureau gefolgt war, lehnte sich gegen die gleichertweise abfurdern und unerschämten Fragen dieses Kommissars auf; er wurde durch die Wächter zur Ruhe ge-bracht, die sich seiner bemächtigten und ihn ins Gefängnis warfen. Unter dem Vorwand der Vagabondage wurde meine Frau in das Stadtgefängnis geführt und dort mit verlorenen Frauen in einen dunklen Saal gesperrt. Um elf Uhr vormittags wurde sie vor aller Doffentlichkeit unter einer ganzen Eskorte von Gendarmerie in das Bureau des Untersuchungsrichters gebracht. Volla zwei Stunden wurde sie trotz der lebhaftesten Kellamationen von allen Seiten zurückgehalten. Sie blieb allen Unbilden der Bitterung und den un-würdigsten Anwürfen der Gendarmen ausgesetzt.

Sie kam endlich vor den Untersuchungsrichter, der ganz erstaunt war, daß die Polizei in ihrer liebevollen Sorgfalt nicht auch die Kinder in ihrem zarten Alter verhaftet hat. Das Verhör konnte nur ein künstliches sein, denn das ganze Verbrechen meiner Frau besteht darin, daß sie, obgleich zur preussischen Aristokratie gehörend, Anteil nimmt an den demokratischen Gefühlen ihres Gatten.

Ich gehe nicht auf alle Einzelheiten dieser empörenden An-gelegenheit ein. Ich will nur noch sagen, daß, als wir freigelassen wurden, die vierundzwanzig Stunden Frist gerade vorbei waren. Wir mußten abreisen, ohne auch nur die notwendigsten Sachen mit-nehmen zu können.

Karl Marx,  
Vizepräsident der demokratischen Vereinigung  
von Brüssel.

## Kleines Feuilleton.

Am Morgen. In dem kleinen Nachtkafé sitzen sechs Männer an dem mit einer grünen Decke überspannten Tische. Der Tag ist schon längst siegreich gewesen gegen die Nacht. Draußen gehen mit hartem, schwerem Tritt die Arbeitenden bereits in die Fabriken und Werkstätten. Aber drinnen im Café merkt niemand etwas vom Tage. Das Licht brennt noch. Ein dicker Qualm erfüllt das Lokal; und in Rauch und Qualm gehüllt sitzen die Sechse am Tisch und spielen. Stapel von Münzen sind vor einigen aufgehäuft; andere holen nach jedem Spiel die Geldbeutel aus den Taschen und zählen den Gewinnenden aus. Die Finger greifen mit nervösem Bittern nach den Karten. Die Augen glohen in das Spiel hinein, und wenn auch jeder sich befleißigt, ein recht gleichgültiges Gesicht

\*) Frau Marx hieß mit ihrem Mädchennamen Jenny von Westphalen.

zu machen, so bemerkt man doch auf allen Gesichtern die Eier, auf einigen dazu stillen Triumph, verhaltene Mut und ernste Sorge. Von den Spielenden sind alle meist dick und fettleibig. Nur einer ist unter den Spielenden, der ist groß und lang. Er zeigt eine verhältnismäßige Ruhe. Er hat ein Recht dazu; vor ihm stehen die höchsten Gelsäulen.

An den Tischen in der Nähe der Spielenden sitzen einige aufgedonnerte Frauen, die dem Spiel mit der größten Anteilnahme folgen. Sie sind schweigsam; aber man sieht es ihnen an, Gewinn und Verlust trifft sie härter fast als die Spielenden. Noch einige Mädchen sitzen auf den gepolsterten Bänken umher und warten auf Verdienst. Sie warten mit hoffnungslosen Gesichtern. Eine nach der anderen geht, nachdem sie eine Weile mit dem Kellner geküsst hat.

Draußen auf der Straße wird der Strom der Arbeitenden immer größer. Neben den Männern haften Frauen, Mädchen, die kaum dem Kindesalter entwachsen sind, nach den Werkstätten. Die Sonne verklärt den Schaffenden den Weg. Die Männer tragen die schwarzen Taschen, die das ehrlich und schwer, aber selbst erworbene Brot enthalten, mit einem gewissen Stolz unter den Armen. Die Frauen und Mädchen haben ihr Vesperbrot in Papier gewickelt. Alle diese Arbeiter gehen Tag für Tag an dem Café vorbei. Der Portier, der müde am Türpfosten lehnt, grüßt leicht und mechanisch viele der Vorübergehenden. Die Uhr ist sechs. Der Strom der Arbeitenden wird etwas dünner.

Im Café rüsten die Spieler und letzten Gäste zum Ausbruch. Die Frauen, die in der Nähe der Spielenden saßen, umringen die Männer mit bettelnden Gebärden. Mit entwürdigenden Worten reicht ihnen der eine und der andere ein Geldstück hin. Mit großen Augen sehen es die anderen Mädchen; aber sie wagen es nicht, zu betteln, wie es der „Stamm“ tut. Die Spieler treten aus dem Café hinaus auf die Straße. Mit großartiger Gebärde drücken sie dem Portier ihre Nidel in die Hand. Aber gleich darauf hat sie der Tag erfasst. Die Sonne scheint sie zu bedrücken, die Blicke der vorbeiehenden Arbeiter scheinen eine Last für sie zu sein.

Der Morgen stellt Drohnen und Schaffende scharf gegenüber. Der Schaffenden kalter und abweisender Blick sagt: Der Tag muß kommen, wo wir Euch aus dem Gesellschaftsbau hinauswerfen. Und aus der Drohnen scheuem und blödem Blick spricht die Furcht vor diesem Tage.

### Physiologisches.

Das Wasser in unserem Körper. Alle lebendige Substanz ist flüssig, und die Trokensubstanz, die nach der Verdampfung des Wassers nach dem Tode eines eben gestorbenen Tieres oder einer Pflanze zurückbleibt, macht nur einen ziemlich geringen Anteil des gesamten Gewichtes des Tieres oder der Pflanze aus. Beim Menschen und bei den anderen Säugetieren sind gut zwei Drittel ihres Körpergewichtes einfach Wasser. Unter den wirkellosen Tieren der Gewässer gibt es solche, bei denen 90 und sogar 98 Proz. ihres Gewichtes Wasser sind. Bei den Pflanzen kann der Wassergehalt ebenfalls so beträchtlich sein, z. B. bei den Algen und Wasserpflanzen, die bis zu 95 bis 98 Proz. ihres Gesamtgewichtes aus Wasser bestehen.

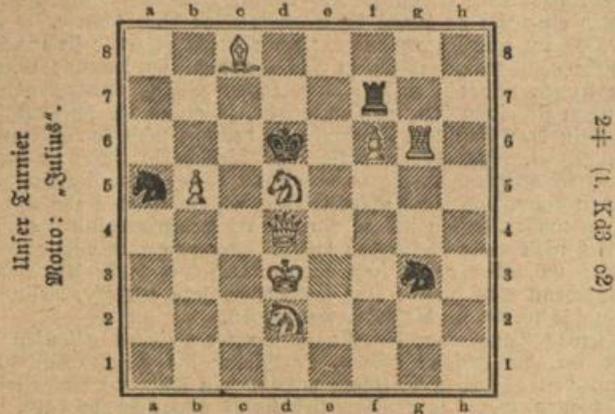
Da Pflanze und Tier beständig Wasser verbrauchen, nach außen abgeben, sei es mit den Ausscheidungen des tierischen Körpers, wie Ausatemungsluft, Schweiß und Harn, sei es durch die Transpiration bei den Pflanzen, so müssen Pflanze und Tier immer wieder Wasser aufnehmen, wenn sie leben sollen. Wir leben alle „in fließendem Wasser“, wie ein Physiologe einst gesagt hat.

Sehr hübsche Zahlen über diesen „Wasserstrom“, über den Wasserhaushalt unseres Körpers, veröffentlicht jetzt auf Grund von allerlei Berechnungen ein russischer Forscher V. Nikolajew in der „Petersburger medizinischen Zeitschrift“. Bei einem Körpergewicht von etwa 62 Kilogramm, was dem Gewicht eines mittelgroßen Menschen entspricht, hat das Wasser des Körpers ein Gewicht von zirka 40½ Kilo; über 40½ Liter Wasser im Leibe! Von diesen 40½ Liter Wasser kommen über 4 Liter Wasser allein auf die Blutflüssigkeit. Pro Tag nehmen wir in Form von Getränken und mit den Speisen etwa 3 Liter Wasser auf. Bei einem gesamten Wassergehalt von über 40½ Liter Wasser berechnet sich somit, daß in etwa 14 Tagen der gesamte Wasserbestand unseres Körpers erneuert wird. Aus den Zahlen, die über die Menge der Blutflüssigkeit, über die Strömungsgeschwindigkeit des Blutes usw. in der Physiologie bekannt sind, hat Nikolajew berechnet, daß jedes Wasserteilchen, das, wie wir gesehen haben, etwa 14 Tage in unserem Körper verweilt, etwa anderthalb Tage im Blute zubringt. In 14 Tagen hat jedes Wasserteilchen 5500 mal das Herz passiert, wobei zwischen jeder einen Passage eines Wasserteilchens durch das Herz weniger als 4 Minuten verstreichen, die das Wasserteilchen zum Durchströmen des Blutgefäßsystems und der Gewebe braucht. Im Blutgefäßsystem selber bringt es aber dabei nur etwa 25 Sekunden, also weniger als eine halbe Minute, zu, während es die übrigen 3½ Minuten durch die Gewebe des Körpers kreist, um da als Nährflüssigkeit und als Spülwasser zugleich seinen Dienst zu tun.

Nun darf man natürlich nicht glauben, daß in dieser Rechnung alles auf jede Sekunde und auf jeden Wassertropfen genau stimmt, wie die Rechnung eines küniglichen Rechnungsrates auf jeden Pfennig. Aber einen hübschen Einblick in den Wasserhaushalt unseres Körpers gewährt diese Rechnung uns doch.

## Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



Unser Turnier  
Motto: „Julius“.

24  
(1. Kd3—c2)

Unser Problemturnier. Wir glauben das endgültige Urteil der Preisrichter in ganz kurzer Frist bekannt geben zu können.

Am 20. Juli beginnt das Mannheimer Meisterturnier, dessen Partien uns nächstens beschäftigen werden. Wir profitieren von der Zwischenpause, um nachstehend noch eine kurze schachpädagogische Aufgabe zu bringen.

### Französisch.

Attakirisch. Defensarow.

1. e2—e4 . . . . .

Im Sinne des Entwicklungsprinzips durch den Doppelschritt beider Zentrumsbauern ist der Zugzug dem Zuge 1. d2—d4 überlegen, weil im letzteren Falle nach 1. . . . . d7—d5! der Doppelschritt des anderen Zentrumsbauern zunächst für beide Parteien verhindert erscheint, während so Schwarz keine Möglichkeit hat d2—d4 zu verhindern.

1. . . . . e7—e6!

Die symmetrische Antwort 1. . . . e5 überläßt dem Gegner erfahrungsgemäß die Möglichkeit, unter Vorbehalt des ungehinderten Zuges d2—d4 für sich selbst, den Zug d7—d5 wesentlich zu erschweren. Eine zwingende Vorbereitung dieses letzteren Doppelschritts ist das Leitmotiv des Zugzuges.

2. d2—d4 d7—d5

3. Sb1—c3

Der Zug 3. e4—e5 schränkt zwar den Lc8 ein, überläßt aber dem Gegner den lästigen Angriff 3. . . . c5! (nebt später event. f7—f6) auf die weißen Zentrumsbauern. Am einfachsten ist wohl 3. e4×d5 aber nach 3. . . . e6×d5! ist Lc8 frei. Als ob beide den Doppelschritt beider Zentrumsbauern ausgeführt hätten.) Der Zugzug (von V. Paulsen herrührend) der dies noch verhindert, ist am äblichsten. (Deut auch den Bd4.)

3. . . . . Sg8—f6

Auch hier würde 4. e5, Sd7 die Belästigung der weißen Zentrumsbauern durch e7—e5 nebt eventuell f7—f6 zur Folge haben. Die Spielweise im Zug gibt in der allermodernsten Zeit (seit dem letzten Petersburger Nationalturnier) als angebliche Einwendung gegen die Korrektheit der Französischen Partie.

4. . . . . Sf6×d5 (?)

Bei 4. . . . e×d5, was eigentlich (wegen Bekretung des Lc8) plausibler aussieht, folgt 5. Ld3 und Weiß entdeckt seine Figuren sehr rasch mit Sg2, Lg5, Dd2 und Rochade nebt event. f2—f4 zu gutem Angriff. Der Zugzug (von Alapin herrührend) soll diese Eventualität („Lg5“) vermeiden. Die Korrektheit dieser Meinung ist noch strittig.

5. Sg1—f3! . . . . .

Von Niemzowitsch zur Belämpfung der Alapinischen Keuerung eingeführt. Bei 5. S×S, e×d5; 6. Ld3, Ld6;

7. Sd3, Lg4! zc. entsteht voller Ausgleich und auf 5. Se4 kann Schwarz gefahrlos mit 5. . . . f5!; 6. Sg3, e5!; 7. c3, od; 8. od, Lb4! zc. den Sd5 dominieren festsetzen.

5. . . . . Lf8—b4  
Nicht gut wäre sofort 5. . . . c5? wegen 6. S×S, D×S (od5; c3 nebt event. Lb5!) 7. Lc3 zugunsten von Weiß.

6. Lc1—d2 e7—c5!  
7. Sc3×d5 o7—c5!  
Dber 7. a3, S×S; 8. bc3, La5;  
9. Ld3, Sc6; 10. 0—0, Dd6 zc. Schwarz hat keinen Nachteil.

7. . . . . Lb4×d2†  
8. Dd1×d2 Dd8×d5

9. d4×c5  
9. Ld3?, od; 10. S×d4, Ld7! zc.  
9. . . . . Dd5×c5

10. Lf1—d3 Lc8—d7  
11. 0—0—0

Auf 11. 0—0 stellt sich Schwarz mit 11. . . . Lc6 ganz sicher.

11. . . . . Ld7—c6!  
Nicht gut ist 11. . . . 0—0; 12. Df4  
3. B. 12. . . . Lc6; 13. Se5, f6?;  
14. Dh4, D×S; 15. 4#.

12. Ld3×h7 . . . . .  
Bei 12. Df4, Sd7; 13. Thc1, De7 nebt event. 0—0—0 hat Weiß keinen Vorteil.

12. . . . . Sb8—d7  
13. Lh7—e4 Lc6×e4  
14. Dd2×d7† Ko8—f8

15. Td1—d2 . . . . .  
15. Dd6†?, D×D; 16. T×D,  
Ld5; 17. Td7, Tc8 nebt Ko8.

16. . . . . Th8—h5  
16. Sb3—e1 Ta8—c8

Einfacher 16. . . . Td5!; 17. T×T,  
L×T; 18. Sd3, De4; 19. f3, Kg8!;  
20. b3, De3; 21. Kb1, Dd2;  
22. Tg1, De3; 23. Te1, Dd2;

24. Tg1, De3 zc. mit Remisschluß.  
17. f2—f3 Th5—d5  
18. Td2×d5 Le4×d5  
19. Ke1—b1 b7—b5  
20. h2—h4 a7—a5  
21. h4—h5 a5—a4  
22. a2—a3! Kf8—g8!  
23. h5—h6 g7×h6  
24. Th1×h6 Kg8—g7  
25. Th6—h1 De5—d4!  
26. Kb1—c1 Dd4—e3†  
27. Ke1—d1! (Sonst Dd2!)

27. . . . . Tc8—c4  
28. Dd7—e8? (Th7!)

28. . . . . Tc4—d4†  
29. Se1—d3 Td4×d9†!  
30. c2×d3 Ld5—b3#